

Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 37

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aecrztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 22

Es entstand eine Pause nach seinen Worten. Er hatte im Ernst gesprochen. Thea war dessen ganz sicher. Er hatte seine geheimsten Gedanken bloßgelegt, und er befand sich wieder auf dem Wege der schiefen Ebene. Gerade das hatte seine Mutter befürchtet. Nun war es so weit.

„Wollen Sie nicht etwas ausführlicher sein“, sagte Thea, auf der Bank platznehmend; auch er setzte sich wieder. „Wollen Sie mir nicht erklären, was Sie vorhaben?“

„Interessiert Sie das?“

„Ja — — sehr!“

„Ich hätte es nicht gedacht — — nach dem, was vorgefallen ist. Sie haben mir allen Glauben und alle Hoffnung auf die Zukunft geraubt. Doch, Fräulein Doktor, das haben Sie getan. Ich bin jetzt wieder auf meine alte Welt angewiesen.“

Sie brauchte ihn nicht lange zu ermuntern, zu erzählen. Ganz offensichtlich hatte er hier mit Absicht gewartet. Er hatte erfahren, daß sie um diese Zeit vorüberkam, und er beabsichtigte, ihr sein Herz auszuschütten.

Sein Bericht war kurz. Er hatte sich für verloren gehalten, als er aus dem Gefängnis kam; und nur die Bekanntschaft mit Thea hatte ihm Rückhalt gegeben. Ja, gewiß auch sein Bruder, der nicht vergessen sein sollte; in erster Linie aber sie, Thea! Er, Herbert, habe längst gefühlt, daß nur eine vernünftige Frau ihm helfen konnte. Das war Thea in seinen Augen. Er hatte sein Ziel zu hoch gesteckt und Abgründe überschreiten wollen, über die es keine Brücke gab. Eine Frau wie Thea war unerreichbar für ihn, und das war eine bitter-tragische Erkenntnis.

Und — — es war ja so leicht, wieder in das alte Leben zurückzufallen. Er hatte Lisa wiedergesehen und ihr Einfluß lastete auf ihm. Thea hörte ihn ruhig an und sagte dann:

„Im Grunde genommen machen Sie mich verantwortlich, weil ich Sie nicht heiraten will? Habe ich recht verstanden?“

„Das habe ich nicht . . .“

„Lassen Sie das, Herbert. Es ist so und — und Ihr Bruder?“

„Mein Bruder?“

„Ja, Ihr Bruder. Er hat Ihnen zu Ihrem neuen Aufstieg verholfen, nicht wahr?“

„Ja, allerdings.“

„Er hat seinen guten Namen für Sie verbürgt“, fuhr sie fort, „und er hatte das durchaus nicht nötig. Sie hätten ihm keine Vorwürfe machen können, wenn er Ihnen nicht geholfen hätte. Aber, er hat es doch getan, und zwar in ganz großzügiger Weise. Sagen Sie mir, Herbert, wollen Sie so tief sinken, so schlecht sein, um Ihren eigenen Bruder — —“

Er lachte auf und sah sie spöttisch an.

„Mein Bruder, immer mein Bruder“, rief er höhnisch. „Bei Ihnen dreht sich alles um meinen Bruder! Ich weiß, warum. Weil Sie ihn lieben! Sie lieben ihn. Leugnen Sie es, wenn Sie können!“

Thea war aufgesprungen und ihre Augen funkelten ihn an.

„Was geht Sie an, wen ich liebe?“ sagte sie erregt. „Das geht Sie nichts an; und davon ist hier nicht die Rede. Die Rede ist von Ihnen, und nun will ich . . .“

„Thea!“

„Bitte, lassen Sie mich aussprechen. Sie sind ein Schwächling in meinen Augen, kein Mann, und ich schäme mich überhaupt, Sie zu kennen.“

Jetzt wollen Sie nun von neuem Schande auf sich laden, Geld unterschlagen und Ihren Bruder kompromittieren. Aber, das sage ich Ihnen, ehe das passiert, ehe Sie einen Pfennig einbassieren, gehe ich zum nächsten Schutzmann und lasse Sie — — —“

Er war ebenfalls aufgesprungen, und er bebte am ganzen Körper.

„Sie — — Sie wollen, daß ich wieder ins Gefängnis komme?“ stieß er hervor.

„Ich nicht — — Sie wollen es“, erwiderte sie.

Fast eine Minute verging, bevor sie wieder sprachen. Herbert Medow sah Thea von der Seite an, und seine Gedanken arbeiteten. Sie war keine Frau, die leere Worte sprach. Was sie sagte, das tat sie. Wenn sie die Benachrichtigung der Polizei in Aussicht stellte, dann benachrichtigte sie diese auch.

„Und wann“, sagte er auf einmal ziemlich kleinlaut, „wann wollen Sie Ihre Absicht in die Tat umsetzen?“

„Das hängt von Ihnen ab“, erwiderte sie, „sobald ich sehe, daß es Ihnen ernst mit Ihrem Voratz ist, tue ich es.“ Gleich aber fügte sie hinzu: „Und ich kann nicht glauben, daß es Ihr Ernst ist.“

Sein Gesichtsausdruck änderte sich, und der Zynismus und die Härte verschwand. Er hatte auch seine guten Seiten, und einiges von dem, das Thea gesagt hatte, war nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Zum Beispiel das mit seinem Bruder. Sie hatte recht. Es wäre unzulässig gewesen, Bernhards großartiges Vertrauen zu mißbrauchen. Er, Bernhard, war wirklich sehr, sehr großzügig gewesen, und auf der ganzen Welt passierte derartiges gewiß nicht ein zweites Mal.

„Angenommen“, begann er nach einer Weile, „ich tue das nicht, was ich vorhin gesagt habe; angenommen, ich habe mich durch Sie zu einer ganz anderen Handlungsweise bestimmen lassen — — was dann?“

„Dann würde ich natürlich niemals — —“

„Gut. Und, wenn ich mein Wort gebe, werden Sie mir glauben?“

„Ja.“

Herbert Medows Worte kamen stockend.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen“, sagte er. „Es freut mich, daß Ihnen mein Wort noch etwas wert ist. Und — — ich werde es halten, so wahr ich hier vor Ihnen stehe. Ich will jetzt einen großen Strich unter alles machen und die einzige Konsequenz ziehen, die ein Mann in meiner Lage ziehen kann. Ja, Sie haben recht, ich bin ein Schwächling. Ich war einer. In Zukunft werden Sie das nicht mehr sagen. Und — — verzeihen Sie mir — —“

Er sah sie an mit einem Blick, aus dem sie Aufrichtigkeit las. Die Empörung in ihr zerschmolz und machte einem Gefühl des Mitleids Platz. Er war der Junge, der unverbesserliche Junge, der seine Dummheiten immer schwer zu büßen hatte!

Impulsiv streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Ich will vergessen, was Sie vorhin gesagt haben, Herbert“, erklärte sie. „Das waren ja auch nicht Sie selbst, der gesprochen hat, nicht wahr?“

Er ergriff ihre Hand und hielt sie eine Weile in der seinen.

„Und was haben Sie nun vor?“ fragte sie.

Er wich ihr aus und machte seine Hand frei.

„Leb wohl, Thea — — und — — und für immer — — vielen, vielen Dank!“

Er zog den Hut und dann wandte er sich rasch ab und ging mit großen Schritten davon. Eine bange Frage war in ihr, und sie sah ihm nach, als ob sie ihn zurückrufen wollte, aber er sah sich nicht mehr um. Und mit ihm ging das Lächeln, das um ihren Mund gewesen war und ihm gegolten hatte — —

Am gleichen Abend suchte Herbert seinen Bruder auf, um Abschied zu nehmen. Krusius war sehr erstaunt, aber seine Ueberraschung stieg noch, als Herbert erzählte, er wolle nach Südamerika gehen. Seine Firma habe hier einen Posten frei, und er habe seine bisherige Stellung gekündigt und sich um den Auslandsposten beworben. Er gab zu, daß der Direktor über sein Ansuchen sehr verwundert gewesen sei, aber er habe schließlich zugestimmt. Schon übermorgen erfolge die Abreise.

Krusius war in seinen Sessel zurückgesunken.

„Da steckt bestimmt eine Frau dahinter“, erklärte er. „Ist es wegen — — wegen Dr. Hansen?“

„Ja — — ja — — zum Teil.“

Er ging etwas mehr aus sich heraus.

„Lieber Bernhard“, sagte er, „ich muß hier fort aus dieser Umgebung. Sie erdrückt mich. Ich will drüben neu anfangen. Dort ist es eher möglich, dort bin ich wie neugeboren. Glaub mir, es ist das beste so. Mein Entschluß ist unwiderruflich.“

Darauf berichtete er seinem Bruder über das Gespräch, das er am Nachmittag mit Thea gehabt hatte. Als er an der Straßenbahnhaltestelle wartete und Thea zu treffen hoffte, war die Entscheidung über die Stellung in Südamerika schon gefallen. Aber, so sagte er, dann wäre sein Entschluß noch einmal ins Wanken geraten. Er habe viel dummes Zeug geredet, und er gab im weiteren wahrheitsgetreu zu, daß er sogar an eine Unterschlagerung gedacht habe.

„Und sie hat mir dann einmal tüchtig die Meinung gesagt“, fuhr er mit Beziehung auf Thea fort. „Und ich bin ihr dankbar dafür. Solche Worte wirken klärend wie ein Gewitter.“

Krusius ließ sich keine weiteren Einzelheiten erzählen, er konnte sich vorstellen, wie die Haltung der Kollegin Hansen gewesen war. Er unternahm auch keinen Versuch, seinen Bruder von seinem Vorhaben abzureden. Es war etwas Endgültiges in Herberts Worten gewesen. Vielleicht tat er recht, vielleicht war es wirklich das Beste für ihn, wenn er in eine ganz neue Welt kam, um auch ein wirklich neues Leben anzufangen.

Sie blieben noch lange zusammen, und erst beim Abschied kamen sie wieder auf Thea zu sprechen.

„Wirfst du sie noch einmal sehen, Herbert?“

„Nein, lieber nicht. Ich werde ihr schreiben. Sag ihr vorher noch nichts, Bernhard.“

„Mag geschehen, was will, mein lieber Herbert, ich glaube, ihre Gedanken wie meine werden oft bei dir sein.“

Und damit trennten sie sich.

Ein paar Tage später bekam Dr. Hansen einen Brief, der den Poststempel Antwerpen trug. Es war ein Brief von Herbert. Thea öffnete ihn gespannt und durchslog ihn.

Herbert Medow setzte auseinander, was ihn in die Ferne getrieben habe. Und dann hieß es wörtlich weiter:

„Gewiß wird es schwer sein, mich an die neuen Verhältnisse in Rio de Janeiro zu gewöhnen, aber der Gedanke an Euch beide liebe Menschen wird mir immer ein Trost sein. Befürchte nicht, Thea, daß es wieder bergab mit mir geht. Ich werde zeigen, was ich kann, daß ich kein Schwächling bin. Die Tatsache, daß ich mich entschlossen habe, mit der Vergangen-

heit vollkommen zu brechen, soll der erste Schritt zur neuen Wendung sein. Es ist mir schwer gefallen, abzureisen, sehr schwer, doch, ich habe nicht zurückgeschaut. Ich tue das nur in Gedanken an Euch beide, an niemand anders sonst, und ich wünsche nur eines innig, daß Ihr die Belohnung für alles, das Ihr für mich getan habt, im Glück der Zukunft finden möchtet.“

Thea las den Brief noch einmal, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Herbert war nicht so, wie sie oft gedacht hatte. Sie bewunderte seinen Mut und war überzeugt, daß nun alles gut mit ihm werden würde. So, wie es seine Mutter gewünscht hatte.

Erst nach über vierzehn Tagen war Thea zum ersten Male wieder mit Krusius allein. Bisher war er ihr immer aus dem Wege gegangen. Jetzt traf er mit ihr auf dem Korridor zusammen und er erkundigte sich zuerst nach dem Befinden verschiedener Patienten, die er in letzter Zeit operiert hatte und besonders nach dem kleinen Franke, dessen Fall der erste nach Charlottes Tode gewesen war. Thea gab befriedigende Auskünfte. Sie befanden sich auf dem Wege der Besserung.

Nachdem das dienstliche Gespräch beendet war, blieb Krusius noch stehen.

„Haben Sie eigentlich schon von Herbert gehört?“ fragte er.

„Ja, er hat mir aus Antwerpen vor der Ueberfahrt geschrieben.“

„Und ich — ich habe gestern ein Kabeltelegramm von ihm aus Rio erhalten. Er ist gut angekommen.“ Er wollte weitergehen, aber es fiel ihm ein, daß er noch eine Frage zu stellen hatte.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Kollegin. Was halten Sie von Herberts Zukunft?“

Sie zögerte nicht eine Sekunde, wie er befürchtet hatte.

„Ich bin ganz unbesorgt“, sagte sie. „Wir werden nur Gutes von ihm hören.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Ich bin fest davon überzeugt, Herr Professor.“

Er lächelte.

„Es freut mich, das aus Ihrem Munde zu hören“, erwiderte er. „Ich wünschte ihm von ganzem Herzen alles Gute. Und ich denke, er verdient es.“

„Ja, er verdient es.“

Man hörte Stimmen und Krusius ging weiter. Aber die Erinnerung an dieses Gespräch war noch lange wach in ihm. Eine sehr vernünftige Frau, die Kollegin Hansen, dachte er wieder, und er hatte auch gar nichts anderes erwartet. Doch das war nicht alles, was ihm an ihr gefiel. Sie war hübsch, sie war die blühende Jugend selbst.

Und sie liebte ihn. Herbert hatte es gesagt, und er, Bernhard Krusius, glaubte es auch bemerkt zu haben. Er war nicht blind.

Aber — — —

Aber der Schatten Charlottes stand zwischen ihnen. Der Schatten der Frau, die er geliebt, und die auch ihn geliebt hatte, wie er vermeinte. Sie hielt noch sein Herz in ihren Händen, und Taftgefühl und Zurückhaltung verboten es ihm, in der jungen Thea Hansen mehr zu sehen, als eine sympathische Kollegin.

Fünfzehntes Kapitel.

An Charlottes Geburtstag, drei Monate später, verließ Krusius um zwei Uhr nachmittags seine Wohnung und fuhr nach dem Friedhof, der etwas außerhalb der Stadt lag.

Krusius trug einen prächtigen Strauß Orchideen — Charlottes Lieblingsblumen — und ging durch die Reihen nach der Grabstätte. Hier wollte er einige Zeit in stiller Andacht verweilen. Es war aber schon jemand anwesend. Krusius dachte zuerst, es wäre Charlottes Vater — — es war aber jemand anders; ein junger Mann, der Krusius auffällig entgegen sah.

Es war Heinz Röttgers.

(Schluß folgt.)